

Der Generalstreik 1926 in Wales

Sue Bruley: The Women and Men of 1926: A Gender and Social History of the General Strike and Miner's Lockout in South Wales, Cardiff: The University of Wales Press 2010, 224 S., 59,99 €.

Die älteren Menschen mögen sich noch gut an die Schicksalsjahre des britischen Bergbaus erinnern, an die Jahre 1984 und 1985, als Bergleute, angeführt von Arthur Scargill, rund ein Jahr streikten, aber von der konservativen Regierung Margaret Thatchers besiegt wurden. Diese historische Niederlage beendete auch in Südwest Wales die Ära der Kohle und des Untertagebaus. Vergleichbar ist der lange Streik mit dem siebenmonatigen „Lockout“ der walisischen Knappen im Jahre 1926, der einem kurzen Generalstreik folgte. Die klassische britische Sozialgeschichte hat diesen hochwichtigen Kampf gründlich erforscht, dabei aber ihren Fokus auf politische Vorstöße und männliche Akteure gelegt. Weit weniger gut erforscht sind hingegen die Alltags- und Geschlechtergeschichte dieses dramatischen Ereignisses. Auch die in Großbritannien auf eine lange Tradition zurückblickende mikrosoziologische „Community“-Forschung hat sich bisher mehr mit der Soziabilität und Politisierung der männlichen Arbeiter beschäftigt.

Die in Plymouth lehrende Historikerin Sue Bruley legt nun ein sehr bemerkenswertes, hervorragend recherchiertes und spannend geschriebenes Buch vor, das diese Lücke zu füllen vermag. Sie legt ihr Augenmerk auf das „Gendering“ der Streikbewegung von 1926 und verwendet dabei eine Vielzahl von bisher wenig genutzten Quellen, so auch Selbstzeugnisse von beteiligten Männern und Frauen und Interviews, die Pionierinnen und Pioniere der „Oral-History“-Bewegung der 1970er und 1980er Jahre geführt haben, so das von den beiden bedeutenden Sozialhistorikern Hywel Francis und R. Merfyn

Jones geleitete „South Wales Coalfield History Project“. Doch damit nicht genug. Bruley hat auch selber Nachkommen von Streikenden interviewt und zudem sorgfältig Zeitungen studiert. Resultat dieser großen Arbeit ist eine faszinierende Geschlechter- und Alltagsgeschichte der langen „Ausschließung“ der walisischen Bergleute.

In einem ersten Kapitel untersucht Bruley die herkömmliche Geschlechterordnung des südwalisischen Kohlegebiets. Sie zweifelt dabei die Geschichte des heroischen, sozialistischen und solidarischen walisischen Bergmannes an. Zwar war diese raue, aber sehr herzliche Lebenswelt tatsächlich von gemeinsamem Trinken, Sport, Musik und politischem Engagement geprägt. Zudem spielte auch der religiöse Nonkonformismus eine große Rolle. Doch waren die walisischen Männer auch Familienmenschen, die sich um Frau und Kinder kümmerten. Die klare Mehrzahl der Frauen arbeitete hart im Haushalt und zog die Kinder auf. Unverheiratete Frauen arbeiteten hingegen als Dienstbotinnen, einige wenige als Lehrerinnen, Sozialarbeiterinnen oder Sekretärinnen. Der öffentliche Raum blieb den Frauen von 1926 meist noch verschlossen, obwohl sich doch eine bemerkenswerte Anzahl in den Frauensektionen der Labourparty oder der in der Region sehr aktiven, aber zahlenmäßig unbedeutenden Kommunistischen Partei engagierte. Der „Lockout“ öffnete den walisischen Frauen gewisse gesellschaftliche Türen, brachte sie ins politische Leben der Dörfer und Städte hinein. Im Kapitel über gemeinsames Essen spricht Bruley die unerhörte, auch Zeitgenossen und Beobachtern aufgefallene Solidarität der Streikenden an, die gemeinsame Suppenküchen

betrieben und diese Essen als Festakte inszenierten. Zwar war das Geld stets knapp, dennoch erinnern sich Beteiligte mit Wonne an diese gediegenen Mähler an Tischen mit weissen Tischtüchern, die doch recht vielfältig waren und jedenfalls den ärgsten Hunger stillten. Auch Schülerinnen und Schüler wurden fast überall in Kantinen bewirtet, das Geld wurde allerdings vom Sozialgeld abgezogen. Frauen versahen dabei Hilfsdienste und stießen auf große Anerkennung. Ebenso interessant sind Bruley Ausführungen zum Streik als Fest. Namentlich karnevaleske Umzüge und ein Boom an verkleideten Jazzbands stellten die herkömmliche Welt auf den Kopf. Man hatte zwar fast nichts, genoss aber den schönen Sommer für einmal im Freien, machte Wanderungen, schwamm, organisierte gut besuchte Sportveranstaltungen wie (zum Teil gemischte) Fußball- und Cricket-Partien oder Tauziehen, musizierte in den zahlreichen Brassbands und versuchte, Geld für die Notleidenden zu sammeln. Dabei verkleideten sich die Musiker in afrikanische Kostüme, Rassenstereotype waren eben diese Zeit auch in der Arbeiterklasse verbreitet. Henry John aus einem Tal bei Swansea erinnerte sich: „Now the 26 strike everybody was happy (...) because we were utilizing our time, we had carnivals, we had sports, we had concerts, we had whist drives (...)“ (Zitiert nach S. 70).

Bemerkenswert sind auch die Freiwilligenarbeiten wie Straßenbau oder Renovierungsarbeiten, die Männer übernahmen. Wie es der britische Sozialhistoriker Gerard Noel in seinem älteren Buch zum Generalstreik von 1926 ausgedrückt hat: „Communities“ wurden zu Kommunen („communes“).

Frauen nahmen teil an diesen Manifestationen, sei es als Aktive, sei es als Zuschauerinnen. Doch darf dieses positive Bild vom Streikalltag nicht über die bittere Not hinwegtäuschen, die allenthalben herrschte. Zwar zahlte die Armenfürsorge („poor relief“) Geld aus, um das Lebensnotwendige anzuschaffen. Trotzdem war der Mangel überall spür- und sichtbar. So betätigten sich Gewerkschaften und religiöse Gemeinschaften wie die Quäker im „Fundraising“, um beispielsweise Schuhe flicken zu können. Sowjetische Gewerkschaften spendeten ebenfalls substanzielle Beträge, und das „russian money“ blieb noch lange im Gedächtnis der Streikenden haften. Ohne freundschaftliche Hilfe Selbstversorgung hätten die Streikenden und ihre Familien indessen Hunger gelitten. Man hielt Tiere, sammelte Beeren, stahl dann und wann auch einmal ein Schaf. Besonders gefährdet waren übrigens unverheiratete Männer, die zur Miete wohnten und keinen Rückgriff hatten auf familiäre Bande. Ihnen verblieben oft nur die Migration oder der demütigende Gang ins Armenhaus, denn sie galten als arbeitsfähig und nicht unterstützungswürdig, so dass sie durch das soziale Netz fielen. Mehrmals war von der Solidarität die Rede innerhalb der politisch organisierten Arbeiterschaft. Wer aus dieser Gemeinschaft austrat, hatte mit harten Sanktionen zu rechnen. Streikbrecher („scabs“) wurden verprügelt, deren Fenster mit Steinen bombardiert. Auch Frauen beteiligten sich an diesen bis in die Vormoderne zurückgehenden Rügebräuchen. Sie waren auch an Demonstrationen beteiligt, die von physischer Gewalt gegen die Polizei begleitet waren. Besonders berüchtigt war das gewaltsame „white shirting“ von Streikbrechern. Der Fehlbarte wurde gewaltsam angehalten, in ein überdimensioniertes weißes Shirt gesteckt und dann durch das Dorf oder die Stadt gehetzt. Diese Aktion hatte die Effeminierung der bedauernswerten Opfer zum Ziel. Oft dauerten die harschen Sanktionen ein Leben lang. Wer

arbeitete, wurde beispielsweise aus der sozial ungemein wichtigen Welt der Pubs ausgeschlossen, fristete fortan ein Dasein als Außenseiter.

Der „Lockout“ von 1926 endete mit einer totalen Niederlage der Arbeiterschaft und deren Familien. Die Unternehmer kürzten die Löhne, verlängerten die Arbeitszeiten auf acht Stunden und bauten auf diese Art und Weise die Belegschaft ab. Die Gewerkschaften verloren viele Mitglieder, eine Demoralisierung war allenthalben spürbar. War Südwales bis 1918 dank der Minen noch eine Einwanderungsregion, so emigrierten nun viele Männer und Frauen, sei es nach London oder in die profitableren Kohlefelder Kents, sei es nach Amerika oder nach Australien. Nach den hungrigen Dreißigern und der Kriegskonjunktur erfolgte in den 1950ern die Nationalisierung des Bergbaus. Doch die Umstellung der Energiequellen auf Öl und Strom brachte den raschen Niedergang der Bergwerksindustrie mit sich. 2008 schloss die letzte, übrigens selbstverwaltete Zeche ihre Tore.

Der Schweizer Historiker Christian Koller, der im Übrigen in Wales lehrt, hat in einem kürzlich erschienenen Vergleich der schweizerischen und österreichischen Streikkultur bis 1950 neue Wege der Streikforschung aufgezeigt (*Streikkultur: Performanzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich 1860–1950*, Wien 2009). Auch Sue Bruley erschließt mit ihren Forschungen Neuland, nämlich in Richtung einer mikrohistorisch argumentierenden, die Kategorie „Geschlecht“ berücksichtigende Geschichtsschreibung, die subjektive Erinnerungen und Deutungen von Zeitzeugen Ernst nimmt und neue Quellengattungen erschließt.

Fabian Brändle

Fußball in der Zwischenkriegszeit

Christian Koller/Fabian Brändle (Hg.): Fußball zwischen den Kriegen: Europa 1918–1939 (Geschichte des Fußballs, Bd. 5), Münster: LIT Verlag 2010, 336 S., 31,90 €.

Die Zeitspanne zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg gilt nicht nur der politischen Geschichte als höchst verdichteter Zeitraum von Konflikten und Strukturveränderungen, sondern auch der Sozialgeschichte als Scharnierzeit bei der Herausbildung neuer Kultur- und Konsumformen – auch im Bereich des Sports. Ungeachtet der seit etwa eineinhalb Dekaden anhaltenden Konjunktur der fachwissenschaftlichen Sportgeschichte stellt die Zwischenkriegszeit jedoch – insbesondere die 1920er Jahre – einen noch in zahlreichen Bereichen unbearbeiteten Zeitabschnitt dar. So liegen aus deutscher Perspektive mit Blick auf den Fußball zwar mittlerweile zahlreiche Studien zum Fußball in der NS-Zeit vor,¹ während die Pionierarbeit von Erik Eggers aus dem Jahre 2001 über den Fußball in der Weimarer Republik² erst unlängst durch zwei weitere Arbeiten ergänzt wurde, die aber mit Blick

1 Vgl. etwa Lorenz Peiffer/Dietrich Schulze-Marmeling (Hg.): *Hakenkreuz und rundes Leder. Fußball im Nationalsozialismus*, Göttingen 2008 und Markwart Herzog (Hg.): *Fußball im Zeitalter des Nationalsozialismus. Alltag – Medien – Künste – Stars*, Stuttgart 2008.

2 Siehe Erik Eggers: *Fußball in der Weimarer Republik*, Kassel 2001.